

Die Zukunft schulischen Lernens

Andreas Schleicher

Warum führt man internationale Bildungsvergleiche durch?*

Warum braucht man eine PISA-Studie? Die Antwort ist einfach: Man bekommt einen wirklich globalen Horizont für Bildungsreformen. In vielen Bildungssystemen gerade in Deutschland ist dieser Horizont beschränkt. Oft glauben wir, wir müssten alles nur ein bisschen besser, ein bisschen schneller, ein bisschen effizienter machen und damit seien die Bildungsprobleme gelöst. Dabei sind uns allen doch die Ergebnisse der PISA-Studie noch in guter Erinnerung. Kurz gesagt: Deutschland gehört nicht nur zu den OECD-Staaten, in denen die Leistungen 15-jähriger Schüler in wesentlichen Bereichen schulischer Arbeit unterdurchschnittlich sind, in denen effektive Lernstrategien vergleichsweise schlechter verankert sind und in denen es vielfach an anschlussfähigem Wissen für weiterführende Lernprozesse mangelt, sondern es gelingt dem deutschen Schulsystem nur unzureichend, ungünstige familiäre und soziale Voraussetzungen auszugleichen. Und was war die erste Antwort auf die PISA-Studie? Schulen wir die Kinder doch einfach ein Jahr früher ein, dann lernen sie ein bisschen früher lesen, und damit werden wir die Probleme schon lösen. Aber: Finnland, das Siegerland bei PISA, schult mit sieben Jahren ein! Eine andere Antwort: Um eine leistungsfähige Elite zu bekommen, müssen wir die Schüler sehr früh in unser Bildungssystem einsortieren, um möglichst früh die besonders Begabten herausfinden. Aber: In Kanada, dem zweiten Siegerstaat bei PISA, bleiben alle Schüler zusammen, sogar noch über die Schulzeit hinaus bis in das Studium. Andere sagen: Ja, der magische Schlüssel liegt in der Technologie. Wir müssen den Kindern im Kindergarten Computer hinstellen! Aber in Japan – dem Technologieland – haben die Kinder frühestens in der Sekundarstufe I oder II mit Computern zu tun.

Diese einfachen Denkmuster wollen wir durch eine genauere Betrachtung der Bildungssysteme aufbrechen. Es gibt auch in Deutschland viele gute Schulen, nicht nur Waldorfschulen, mit ausgezeichneten Ergebnissen. Aber wie können wir diese Erfolge, diese Erfahrungen systemisch sichtbar machen? Die entscheidende Stärke der PISA-Studie liegt nicht lediglich im Attestieren von Defiziten, sondern darin, dass sie zeigt, dass die Herausforderung, sowohl ein hohes Niveau von Bildungsleistungen als auch eine ausgewogene Verteilung von Bildungschancen zu erreichen, durchaus bewältigt werden kann. Finnland, Japan, Kanada, Korea oder Schweden sind nur einige Beispiele dafür. Es reicht eben nicht aus, 50, 100 oder 200 gute Schulen zu haben. Was wirklich gute Bildungssysteme von schwächeren Bildungssystemen unterscheidet, ist, dass es den guten Bildungssystemen gelungen ist, in allen Schulen für alle Schüler eine gute Grundlage zu

* Redaktionell überarbeiteter Vortrag, gehalten auf der Mitglieder- und Schulträgersversammlung des Bundes der Freien Waldorfschulen am 24.10.2003 in Stuttgart

schaffen. Das ist wirklich der Kernpunkt für Bildungserfolg. Wir müssen Bildungspolitik und Bildungsplanung davon überzeugen, dass man nur so aus einem mittelmäßigen Bildungssystem ein gutes Bildungssystem machen kann!

Überdies hat PISA eine neue Dimension der Transparenz geschaffen und dem öffentlichen Diskurs über Bildung wichtige Impulse gegeben. Ob es den Einsatz wert war, das wird man jedoch daran messen, inwieweit es jetzt gelingt, die Erkenntnisse umzusetzen, Bildungsleistungen zu verbessern und nicht zuletzt dazu beizutragen, Bildung von einer Angelegenheit der Verwaltung zu einer Sache der Handelnden zu machen, Wege zu ebnen für Lernende, Lehrer und Bildungsinstitutionen zu einer echten Teilhabe an gesellschaftlichen Gestaltungsaufgaben.

Wissen kreativ anwenden

Wie kann man die Ergebnisse von Bildung vergleichen? Schulleistung und Unterrichtsstoff sind ja nur ein Teil von dem, was junge Menschen tatsächlich benötigen, um später im Leben, im Beruf erfolgreich zu sein. Interpersonelle Kompetenzen, intrapersonelle Kompetenzen, man kann diesen Bereich beliebig erweitern, sind gefordert! Im Grunde kommt es auf die Fähigkeit junger Menschen an, mit Wissen und Informationen kreativ umzugehen, nicht nur irgendwelches Wissen aufzunehmen und abzuspeichern. Man muss in der Lage sein zu analysieren, zu vergleichen, aber auch zu bewerten; und weiter, Wissen in vielfältigen Situationen anzuwenden. Insofern sind die deutschen Schüler mit PISA etwas ungerecht beurteilt worden, denn wenn sie z.B. Rechentürme aufstellen oder eine Gleichung aus einem Rechenbuch lösen sollen, können sie das alle prima. Viele Schüler scheiterten, wenn man sie mit einer Aufgabe vor ein Problem, vor eine Situation stellte, in der sie noch nie gewesen waren, sie also ihr Fachwissen aus Mathematik, Physik, Naturwissenschaften anwenden, einbringen, selber Lösungen in unbekanntem Situationen finden mussten, kurz: Wissen in realitätsnahem Bezug anwenden und auch noch den Lösungsweg sinnvoll begründen sollten. Es ist der Mangel, anschlussfähiges Wissen zu schaffen, der Mangel, Wissen in neuen Situationen anzuwenden. Und genau darauf kommt es heute an! Das Fachwissen, welches wir uns aneignen, veraltet nach 10 bis 20 Jahren – immer schneller wird neues Wissen benötigt.

Im Grunde genommen haben wir mit der PISA-Studie diese Kompetenzen bewertet. Zu ihnen gehört neben der mathematischen auch die Lesekompetenz – das bedeutet, vergleichen, interpretieren, reflektieren zu können. Bei ganz einfachen Aufgaben sind ein Großteil der 15-jährigen Schüler gescheitert. Die Schüler sollten am Vergleich zweier einfacher Versionen Unterschiede feststellen und diese bewerten, ohne sofort zu einem eigenen Urteil zu kommen. Neben der Lesekompetenz (»literacy«) wurden auch die naturwissenschaftlichen Fähigkeiten befragt, denn im Grunde müssten wir heute voraussetzen, dass jeder Schüler naturwissenschaftliche Kenntnisse einsetzen kann, er also weiß, was wissenschaftliche Fragestellungen sind und wie man wissenschaftliche Schlussfolgerungen ziehen kann.

Sozialer Hintergrund und Bildungserfolg

Beim Vergleich der PISA-Ergebnisse muss man sich klar machen, dass die deutschen Schüler bei dem, was sie in ihren Schulen lernen, in der Akkumulation von Fachwissen, nicht schlecht sind. Aber sie sind schwach im kreativen Umgang mit Wissen. Das ist aber nur die eine Seite. Es kommt noch eine andere wichtige Dimension dazu: Wie gehen Bildungssysteme mit Unterschieden in der Gesellschaft um? Wie gut können Bildungssysteme sicherstellen, dass z.B. der soziale Hintergrund beim Bildungserfolg keine Rolle spielt? In Deutschland bestimmt der soziale Hintergrund beinahe vollständig den zukünftigen Erfolg des jungen Menschen. Das klingt dramatisch, und es ist dramatisch. Das fängt in der Schule an, verstärkt sich später und geht in der Hochschule, im Beruf weiter. Wenn Sie heute in Deutschland ein Hochschulstudium gemacht haben, dann kann man auf Grund von Statistiken nachweisen, dass Ihre Eltern mit einer dreifach so hohen Wahrscheinlichkeit auch studiert haben. Man kann heute schon allein aus dem sozialen Hintergrund heraus die Leistungsfähigkeit der jungen Menschen bestimmen. Das ist im Grunde eine Katastrophe, die sich ein moderner Staat heute nicht mehr leisten kann, denn auf der anderen Seite können die jungen Menschen nicht das erreichen, was sie erreichen könnten.

Selektion oder Mittelmaß?

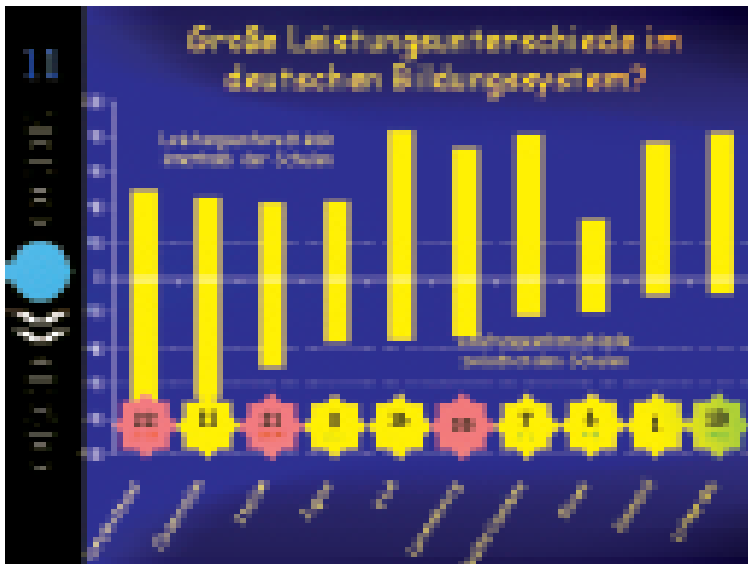
Wenden wir uns der Frage nach der Chancengleichheit zu (Grafik 1): Da haben wir auf der einen Seite hohe Chancengleichheit auf niedrigem Bildungsniveau, auf der anderen Seite niedrige Chancengleichheit auf hohem Bildungsniveau. Über diese Frage hat man sich in Deutschland lange Gedanken gemacht. Wie können wir Chancengleichheit sichern? Wie



Grafik 1

können wir Leistungsfähigkeit sichern? Leistungsfähigkeit, das bedeutet Selektion, und Chancengleichheit bedeutet Mittelmaß: Das ist im Grunde das Denkmuster, welches das deutsche Bildungssystem seit Jahrhunderten geprägt hat. Die PISA-Studie hat gezeigt, dass es diese Alternative so nicht gibt. Es existiert eine ganze Reihe von Bildungssystemen, die beides erreichen, insgesamt gute Leistungsergebnisse auf der einen Seite und auf der anderen Seite eine ausgewogene Verteilung von Bildungschancen, egal wie reich die Eltern sind, egal welchen Bildungsgrad diese haben. Man muss sich eigentlich keine Gedanken über die genannte Alternative machen (entweder hohes Leistungsniveau oder Chancengleichheit), denn diese Alternative gibt es in den entscheidenden Bildungsnationen nicht.

So wie es ist, kann man mit dem Bildungssystem in Deutschland nichts erreichen. Weder ist das Leistungsniveau ausreichend, noch sind die Chancen ausgeglichen. Wir können beobachten (Grafik 2), dass der Leistungsabstand zwischen den guten und schlechteren Schülern in Deutschland sehr groß ist, während in anderen Ländern alle Schüler ein ähnlich hohes Niveau erreichen. Viele glauben, Leistung sei eine Frage der natürlichen Intelligenz: Einige Kinder haben Glück, andere Kinder sind dumm geboren. Wenn das so wäre, dann würde das so in allen Ländern sein. Das ist es aber nicht! In einigen Ländern gelingt es, ein relativ ausgewogenes Leistungsniveau auf einem relativ hohen Gesamtniveau zu erreichen. Wie kommt es in Deutschland zu dieser riesigen Leistungsschere? Gibt es zu viele Migranten? Ist es eine Frage der Leistungsunterschiede innerhalb der einzelnen Schule oder liegt es daran, dass sich die Schulen insgesamt so stark unterscheiden? In Finnland oder Schweden erreichen die Kinder im Grunde auf jeder Schule das gleiche Leistungsniveau. Die Leistungsunterschiede zwischen den Schulen in diesen Ländern sind minimal. Dort gibt es ein kohärentes Bildungssystem, das hinter den Schulen steht. Nicht die einzelne Schule ist besonders gut, sondern das ganze System. In Deutschland sehen wir: 70 Prozent der Leistungsvarianz liegt zwischen den Schulen,



Grafik 2

natürlich im Wesentlichen zwischen den Schulformen, aber damit sieht man auch, dass unser Schulsystem weder in der Lage ist, eine gute Gesamtleistung zu erbringen, noch den Leistungsabstand zwischen den guten und schlechteren Schulen zu überbrücken – ein System, das der Einzelschule überhaupt nicht hilft.

Hilfe statt Kontrolle

Wie erklärt sich der Erfolg anderer Länder? In Finnland gibt es keine Curricula, in Finnland gibt es keine Laptops. Dort gibt es Bildungsziele, auf die man sich geeinigt hat, die man in einer Broschüre von zehn bis zwanzig Seiten Umfang zusammenfassen kann. Es ist Aufgabe jedes Lehrers jeder Schule, für jeden einzelnen Schüler einen Lehrplan zu erstellen. In Schweden geht das sogar so weit, dass am Ende jeden Schuljahres der Lehrer den Schülern und den Eltern Rechenschaft ablegen muss, ob dieser Schüler die Bildungsziele erreicht hat und wie man diesem Schüler helfen kann, besser zu werden. Die Verantwortung für die Bildungsergebnisse liegt in diesem System vollständig bei den Schulen. Die Aufgabe dieses Bildungssystems ist es nicht, zu kontrollieren, zu regulieren, sondern der einzelnen Schule zu helfen, sich zu verbessern, sich mit sich selber zu vergleichen, den Vergleichsrahmen für die anderen Schulen zu schaffen. In Deutschland spricht man immer von einem dezentralisierten System, aber es gibt 16 Zentralen, d.h. 16 zentralistische Bildungssysteme – wesentlich mehr als in den anderen Staaten der OECD, selbst mehr als in Frankreich oder Japan. Nur: Man erreicht eben durch Kontrolle und Regulation nicht, dass die Schulen auf ein gemeinsames Niveau kommen. Im Grunde ist das die positive Botschaft von PISA, dass dies ohne Kontrolle und Regulation möglich ist, und zwar ohne Verlust: Finnland hat drei Mal so viele Schüler im oberen Leistungsbereich wie Deutschland.

Dazu stehen die Ergebnisse der IGLU-Studie zum Grundschulbereich in Deutschland nicht im Widerspruch. PISA stellte fest: starkes Leistungsgefälle, schwache Bildungsergebnisse, schwach ausgeprägte Chancengleichheit am Ende der Pflichtschulzeit. Dagegen am Ende der Grundschulzeit: mittelmäßige Ergebnisse, Leistungsgefälle geringfügig, Chancengleichheit ebenfalls mittelmäßig. Wenn wir nun beide Studien – PISA und IGLU – zusammensehen, könnte man meinen, sie widersprächen sich. Nein, sie widersprechen sich nicht. Sie zeigen nämlich ganz genau, dass die Ergebnisse der PISA-Studie nicht irgendwo in den Kindern verankert sind, sondern im Schulsystem. In der Grundschulzeit sind die Ergebnisse noch relativ in Ordnung, aber gegen Ende der Schulzeit geht die Leistungsschere auseinander und die Chancenungleichheit nimmt zu.

Leistungsintegration statt Segregation

Was erwarten wir von modernen Bildungssystemen? Die 30 Staaten der OECD konnten sich auf eine Definition einigen: Man erwartet von jungen Menschen, dass sie aktiv und selbstbestimmt an der Gestaltung der Gesellschaft teilhaben und dass es dazu unterschiedliche Dimensionen gibt, die wir gleichwertig fördern müssen: moralische, kognitive, soziale Dimensionen.

Wie hat sich die Gesellschaft allein in den letzten 20 Jahren verändert! Im Wirtschafts-

bereich ist das besonders gut zu sehen: Globalisierung, Mobilität und Flexibilität – das sind die Impulsgeber unserer Zeit. Was es braucht, ist ein Empfinden dafür, wie alles miteinander zusammenarbeitet, in Verbindung steht – ich nenne das »connective sense«. Was hat sich dagegen in unserem Bildungssystem in den letzten 20 Jahren getan? Wissen wurde auf die Vermittlung von bloßer Information reduziert. Wissen in einer Wissensgesellschaft ist aber etwas völlig anderes. Hier geht es um den Umgang mit Wissen, um seine Vernetzung, seine Verbindung. Erfolgreich ist man nur, wenn man mit anderen Menschen gemeinsam dieses Wissen nutzen kann. Wir müssen heute im Grunde gar nichts mehr auswendig lernen, sondern wir müssen wissen, wie wir dieses Wissen vernetzen und gestalten.

Setzt man in der Schule einseitig auf das Lernen von Wissensinhalten, dann definiert sich damit auch der Leistungsbegriff – in Deutschland übersetzt mit Leistungsdruck. Geht man von Leistungsdruck aus, dann sind die deutschen Schüler mit an der Spitze – so ist ihre Wahrnehmung, die man auch messen kann. Wir haben die Schüler nur gefragt, inwieweit sie sich unter Leistungsdruck gesetzt fühlen.

Anders ist es, wenn man die Schüler fragt: Fühlt ihr euch wirklich von eurem Lehrer verstanden, weiß der Lehrer, was ihr könnt und was ihr nicht könnt, und wenn ihr die Sache nicht könnt, könnt ihr euch darauf verlassen, dass der Lehrer euch hilft, mit eurer Arbeit weiterzukommen? Hinter dieser Frage steht ein Bild der Leistungshomogenität.

In unserem Schulsystem kann ein Lehrer sich sagen: Ich bin ja Gymnasial-, kein Hauptschullehrer, und wenn dieser Schüler das Leistungsniveau, für das ich verantwortlich bin, nicht erreicht, dann ist dieser Schüler an meiner Schule fehl am Platz. Das bemerken doch die Schüler! 30 Prozent der Schülerkarrieren sind in Deutschland durch derartige Brüche gekennzeichnet. Es entspricht dem Konzept: Der Schüler passt irgendwo nicht herein – wir schieben die Verantwortung ab, und zwar nach unten. Schauen Sie dagegen nach Japan: Dort ist es völlig unvorstellbar für einen Lehrer zu sagen, dieser Schüler passt leider nicht in meine Klasse, deswegen soll sich jemand anders um ihn kümmern. Unser Konzept kann man einem Lehrer dort nicht erklären. Der Lehrer in Japan ist verantwortlich für alle Schüler. Er geht konstruktiv mit Leistungsunterschieden um. Er sieht diese als Herausforderung, als Potenzial an, und nicht als Problem.

Auch in Schweden fragt man sich, wie man aus diesen Unterschieden Potenzial ziehen, sie als eine Herausforderung für das Bildungssystem nutzen kann – ein Beispiel konstruktiven Umgangs mit Leistungsheterogenität. Das ist der Kernpunkt, in dem sich die guten und weniger guten Bildungssysteme unterscheiden. In Japan oder Schweden werden die Lehrer eben von Anfang an darauf vorbereitet, dass sie in erster Linie Pädagogen sind, und die weitere Fachausbildung baut darauf auf. Die erste Auslese der Lehrer richtet sich nach ihrem Interesse am Pädagogischen. Es ist bewundernswert, wie ein japanischer Lehrer für jeden Schüler in seiner Klasse gerade steht. Man sieht das an den Ergebnissen der PISA-Studie: Die Leistungsunterschiede sind dort relativ gering. Also: Von Gleichförmigkeit in der Behandlung der Schüler zu Vielfältigkeit.

Vielfalt statt Gleichförmigkeit

Der Grundgedanke des deutschen Bildungssystems ist eine Idee von Gleichförmigkeit: dass man nach einem bestimmten Maßstab prognostizieren, einordnen, sortieren kann. Auch nach der Schule wirkt diese Haltung fort: Da stehen junge Menschen vor der Herausforderung, entweder sechs, sieben Jahre lang ein akademisches Studium zu machen oder eine berufspraktische Ausbildung. Wenn man sich die modernen Berufsfelder anschaut, dann kann man gar nicht mehr eindeutig sagen, ob das jetzt ein Berufsfeld mit einer akademischen oder berufsbildenden Ausbildung ist. Das ist ein künstlicher Gedanke, der sich von Generation zu Generation fortsetzt, der aber mit der Wirklichkeit überhaupt nichts zu tun hat. Was hat das aber für Folgen allein unter wirtschaftlichen Aspekten? Im Grunde bedeutet das, dass immer mehr junge Menschen auf der Strecke bleiben, in die Arbeitslosigkeit fallen, mit enormen gesellschaftlichen Konsequenzen. Dagegen schaffen die leistungsfähigsten Bildungssysteme offene und flexible Bildungswege.

Über den konstruktiven Umgang mit Leistungsunterschieden spricht ein Beispiel aus Finnland Bände: Als die PISA-Ergebnisse ausgewertet, aber noch nicht der Öffentlichkeit vorgestellt worden waren, wurden wir mit der Gruppe, welche die Untersuchung begleitet hatte, nach Finnland in eine Schule eingeladen. In einer Ecke saßen einige Lehrer mit Schülern, in einer anderen Ecke haben die Schüler gelesen, in einer dritten haben die Schüler miteinander diskutiert und an einem gemeinsamen Projekt gearbeitet. Nach 10 Minuten wurde der Vertreter eines bestimmten Landes nervös und fragte: Wann beginnt denn hier der Unterricht?!?! – Der Umgang mit Unterschiedlichkeit, mit Vielseitigkeit fällt offensichtlich noch sehr schwer.

Starkes Auslesen, Schichten, Sortieren optimiert zwar die Effizienz, aber das Problem ist, dass man den jungen Menschen den Bildungsweg so früh abschneidet, dass ein späteres Aufholen nicht möglich ist. Diese Tendenz setzt sich in Deutschland übrigens weiter fort und verstärkt sich sogar noch. Eine traurige Bilanz! Viele sagen: Er hat es in der Schule nicht geschafft, vielleicht schafft er es später im Leben. Es gibt einige Ausnahme, aber sehr, sehr wenige. Weiterbildung, Fortbildung – wer nimmt an solchen Angeboten teil? Nur die, die auch eine gute Grundausbildung haben! Die Aussichten für die, die es in der Schule nicht weit gebracht haben, sind sehr, sehr schlecht, trotz guter Angebote. Sie werden von ihnen nicht wahrgenommen, denn wer drückt nach schlechten Schulerfahrungen später noch einmal die Schulbank? Und: Würde man als Leiter eines Wirtschaftsunternehmens ausgerechnet in diese Leute investieren? – Ein Beispiel: Nehmen Sie einen KFZ-Mechaniker vor 20 Jahren. Damals konnte er ein Ventil am Motor auswechseln mit einer halbseitigen Dokumentation. Er wusste, wo die Schrauben waren etc. Heute brauchen Sie für diesen Vorgang eine 20.000-seitige Dokumentation. Selbst der Automechaniker ist in einem heutigen Unternehmen zu einem Wissensarbeiter geworden. Das sind im Grunde die Konsequenzen. Es bleibt immer weniger Raum für Menschen, die eine solche Ausbildung nicht haben.

Wie sieht es mit der Leistungskontrolle aus? Noten, Zensuren, Qualifikation sind ganz wichtige Dinge, aber wie in Deutschland ist auch in vielen anderen Staaten der OECD die Leistungsbewertung zu einer reinen Kontrolle verkommen: Wie können wir Schüler

selektieren, besser aussuchen, wie können wir den Zugang zu weiteren Bildungsangeboten rationieren. Das sind im Grunde die Fragen, die wir uns stellen, wenn wir Zensuren vergeben. Man kann es auch von Schülerseite aus betrachten. Inwieweit nutzen wir die Leistungsbewertung, um den Schülern zu helfen, besser zu lernen, um sie voranzubringen und zu unterstützen? Motivierende Leistungsrückmeldung, das praktizieren Länder wie Finnland, Schweden, Kanada. Und zwar nicht nur in einzelnen Schulen, sondern im Bildungssystem insgesamt. Die Bewertung ist objektiv, aber die Ergebnisse werden genutzt, um den Schülern zu helfen, besser zu werden. In Deutschland verweist man gern auf das Zentralabitur. Mit diesem bewertet man aber Leistung zu einem Zeitpunkt, wo man ganz sicher sein kann, dass man dem Schüler nicht mehr helfen kann. Wie steht es heute mit der Diskussion um Bildungsstandards? Da richtet man Schwellenwerte ein und sagt: Das sind die Hürden, die jeder überspringen muss. Dadurch wird wieder standardisiert und normiert, anstatt sich zu sagen: Wie kann man Bewertung, Leistungskontrolle und Zertifizierung unter dem Gesichtspunkt des Helfens einrichten?

Heute ist die Frage an die Lehrer, inwieweit sie vorhandenes Wissen nutzen, um wirklich neues Wissen zu schaffen; und inwieweit werden Schüler befähigt, neues Wissen zu schaffen, einen eigenen Beitrag zur Wissensgesellschaft zu leisten? Das ist die Herausforderung von wissensbasiertem Arbeiten. Das Traurige ist, dass das in der Wirtschaft schon lange selbstverständlich ist. Da weiß jeder, dass man Wissen nur gemeinsam nutzen, gemeinsam schaffen kann. Das Bildungssystem hinkt hinterher. Insofern besteht die Gefahr, dass alle zukünftigen Entwicklungen im Bildungsbereich von wirtschaftlichen Überlegungen diktiert werden.

Wie kann man den Anschluss finden? Sicherlich nicht durch zentrale Regulierung und Standardisierung. Im Gegenteil: Man sollte es den Schulen und Lehrern selber überlassen, denn die Lehrer im Klassenzimmer sind die Profis. Wie sieht es bei uns aus?



Grafik 3

Einerseits sind die Lehrer voll für ihr Tun verantwortlich, andererseits bekommen sie kaum Unterstützung und arbeiten auch nicht zusammen. Sie sind im Grunde an dem, was über ihren eigenen Unterricht hinausgeht, nicht interessiert. – Stattdessen müssten die Klassenzimmer für gegenseitige Hospitationen geöffnet werden, um sich auf fachlicher Ebene auseinandersetzen zu können. In den Niederlanden ist das eine Selbstverständlichkeit. Dort sind die Türen offen, da gibt es einen regen Austausch zwischen Lehrern und auch Schülern. In Frankreich dagegen sind die Lehrer Vermittler der Curricula. Sie bekommen vorgeschrieben, was zu machen ist, und machen das dann auch. Das ist auch im England der 80er Jahre so gewesen: Sehr stark zentralisiert, sehr stark reguliert, aber arm an fruchtbarem Wissen. Das England der 90er Jahre ist weitergegangen. Es hat zwar immer noch den Weg der Standardisierung beschritten, aber die Lehrer sind miteinander vernetzt. Man hat den Lehrern Informationen gegeben, man hat Inspektionssysteme geschaffen, welche die Lehrer unterstützt haben. Der Schritt zu einer wissensbasierten Lehrerschaft ist geschafft, nur sind die Lehrer sehr stark zentral reguliert. Die Leistungsergebnisse waren dennoch über dem Durchschnitt.

Wie steht es in Finnland? Auf der einen Seite wissensbasiertes Arbeiten. Es gibt viele Instrumente, die Schülern helfen, besser zu lernen, Lehrern helfen, besser zu unterrichten, Schulen helfen, effizienter zu sein, transparenter. Im Grunde weiß jeder, wo die Schwächen, wo die Stärken liegen, und das nutzt das Bildungssystem, um schwächeren Schulen zu helfen, besser zu werden. Dies ist das erste Anliegen des Bildungssystems: Wie können wir den schwächeren Schulen helfen, besser zu werden? Und die Erkenntnis dabei: Den schwächsten Schulen zu helfen schadet den stärksten Schulen nicht!

Die Bildungssysteme der 30 OECD-Staaten unterscheiden sich nicht darin, wie sie mit den leistungsfähigsten Schülern umgehen. Die leistungsfähigsten Schüler kommen überall gut zurecht, erreichen überall die Kompetenzklasse 5 im PISA-Vergleich. Die Bildungssysteme der 30 OECD-Staaten unterscheiden sich vielmehr darin, wie sie mit den Schülern umgehen können, die es nicht so einfach haben. In Finnland ist der Lehrerberuf übrigens einer der angesehensten Berufe. Dort gibt es zehn Bewerber auf eine Stelle. Bei uns argumentiert man gern: Wir können uns nicht mit Finnland messen, weil der Lehrerberuf bei uns nicht so angesehen ist. Das aber ist ein Bild, das sich das Bildungssystem selber geschaffen hat.

Zum Autor: Andreas Schleicher, Jahrgang 1964, ehemaliger Waldorfschüler, Physiker und Mathematiker, ist Leiter der PISA-Studie der OECD in Paris, verheiratet, drei Kinder, die die Rudolf Steiner Schule in Chatou bei Paris besuchen.